

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Pforzheimer Anzeiger 1943**

165 (17.7.1943)

# Wforzheimer Anzeiger

Tageszeitung für nationalsozialistische Weltanschauung

Einziges amtliches Verkündigungsblatt für den Amtsbezirk Wforzheim

Verleger und Hauptgeschäftsführer: Dr. Paul Bode (g. St. Wehrmacht), Stellvert. Verleger: Max Böhm, Stellvert. Hauptgeschäftsführer und Chefred. vom Dienst: Dr. Fritz Mayer. Druck und Verlag: Geb. Bode, alle in Wforzheim, Engländerstr. 23/25. Fernsprecher Nr. 5044 bis 5047. - Zur Zeit gilt Preisliste 2.

Anzeigenpreise:  
13 Pfennig je Millimeter Großspalte, Textzeile 50 Pfennig je Millimeter, Kennwortgebühr 35 Pfennig, Nachlässe Maßstabs 1, Mengenrabatt 8, Beisätze 9 für fernmündlich erteilte Aufträge, Abbestellungen und das Erscheinen an bestimmten Tagen keine Gewähr. - Gerichtsstand Wforzheim.

Begründet 1873

Samstag/Sonntag, den 17./18. Juli 1943

70. Jahr / Nr. 165

## Der Zwang zur Entscheidung

Wforzheim, 17. Juli.

Die neue Phase des Krieges, die am 5. Juli mit einer Schlacht im Osten begann, hat bereits in zwei Wochen zu einer heftigen Entfesselung aller Kräfte geführt. Hundert Tage dauerte zwischen Winter und Sommer die trügerische Ruhe an der Ostfront, gleichzeitig entstand in den letzten 80 Tagen auch eine Kampfpause an der Südfont Europas. Nachdem der Feldzug in Afrika am 18. Mai zu Ende gegangen war, nahm sich der Feind etwa zwei Monate nach der völligen Befreiung Tunesiens Zeit, seinen Aufmarsch zur Operation zu organisieren und die geplante Landung in Europa durch massierte Luftangriffe gegen Sizilien, Sardinien und Unteritalien vorzubereiten.

Die Schlacht im Osten war nach fünf Tagen zu einem erbitterten, mit geradezu ungeheurer Material geführten Ringen entbrannt, da setzte der Feind, der im Süden bereit stand, in der Nacht zum 10. Juli seinen Fuß auf Sizilien und besatzte damit europäischen Boden, wenn auch nur auf einer Insel, die dem Kontinent vorgelagert ist. Von Sizilien bis Kurland sind es etwa 2000 Kilometer, in dieser Entfernung sind als Auftakt der Sommerschlachten 1943 zwei Brennpunkte entstanden, an denen sich eine aufgeschobene, gewaltige Kriegsmacht entzündet hat, nachdem die Pause vorher wie die Ruhe vor dem Sturm einem letzten Sammeln der Kräfte und einer letzten Vorbereitung der Gegner gedient hat.

Damit ist der Krieg in einen neuen Abschnitt eingetreten, es beginnt die militärische, von unseren Feinden konzentrisch geplante Entscheidung um das Schicksal Europas. Abgeschlossen sind die wechselseitigen, langandauernden Kämpfe im afrikanischen Vorfeld; abgelaufen ist die Phase der agitatorisch-propagandistischen Beresungsversuche und Wortinflationen; abgeschlagen ist der Kernkrieg mit seinem papiernen Kometenfeuer in der demokratischen Welt. Wenn auch der nordamerikanische Rundfunk seit dem Beginn der Landungsoperationen auf Sizilien allmählich in italienischer Sprache die Aufforderung hinausrufen, die italienischen Truppen sollten sich endlich den Achsenfeinden anschließen, so ist man sich doch bei Freund und Feind im klaren darüber, daß die Entscheidung des Krieges jetzt nur noch mit der äußersten Gewalt, mit Schlachtschiffen und Bombern, mit Panzern und Granaten erzwungen werden kann, nicht zuletzt aber auch durch die Kampfkraft und Fähigkeit der einzelnen Soldaten, durch die Nervenkraft und die glückliche Hand der Führung. Denn der Feind ist jetzt gezwungen, den Krieg durch frontale Angriffe gegen Europa militärisch zur Entscheidung zu bringen, nicht mehr länger als Belagerer vor den Mauern zu warten, sondern gegen die Festung anzurücken, koste es was es wolle!

Wenn man die Zahl der Divisionen vergleicht könnte, die im Raum Kurland-Orel und auf Sizilien miteinander ringen, dann würde die Bedeutung und Größe der Schlacht im Osten im Vergleich zu der Schlacht im Süden sehr deutlich ins Auge springen. Aber der Gegner, der jetzt in Sizilien gelandet ist, hat sich zweifellos weite Ziele gesetzt und versucht neben dem jetzigen Schwerpunkt im Osten einen neuen zweiten Schwerpunkt im Süden zu bilden. Er geht dabei sehr vorsichtig zu Werk und vermeidet bei seinem Invasionsplan bisher alles, was in seinen Reihen prestige- oder stimmungsgemäß zu einem Rückschlag führen könnte. Auch die feindliche Presse ist in ihren Voraussagen über den Fortgang der Invasion zurückhaltender und wortlanger, als es jemals bei einer feindlichen Aktion in diesem Kriege der Fall war, ein englisches Blatt schrieb sogar, jetzt beginne das „größte Abenteuer dieses Krieges“. Wenn der gestrige Wehrmachtbericht feststellt, daß die feindliche Landungsflotte in den ersten fünf Tagen mindestens 52 Schiffe mit zusammen rund 800 000 BRT verloren hat, trotzdem die feindliche Luftsicherung mit überlegenen Kräften Tag und Nacht die Schiffe zu schützen sucht, dann erkennt man hier einen Faktor, der die Invasionsrechnung des Feindes - ganz abgesehen von dem Verlauf der Landkämpfe auf dem insularen Vorwerk Sizilien - sehr unsicher gestaltet.

Unterdessen tobt im Osten eine Schlacht, die sich in der vergangenen Woche, raummäßig gesehen, fast verdoppelt hat. Sie umfaßt jetzt die beiden soforzigen Frontbögen, die Orel und Kurland zangenartig umschließen. Die Sowjets sind auch dieses Jahr wieder mit ungeheurer viel neuem Material, besonders an Panzern und Flugzeugen, angetreten. Aber die deutschen Waffen haben sich als die stärkeren erwiesen, sie haben die sowjetische Offensivarmee zerschlagen, und dabei sind wahrhaft riesige Mengen von Angriffswaffen vernichtet worden. Die Schlacht hat sich durch die feindlichen Gegenangriffe

## Weitere Ausdehnung der großen Schlacht im Osten

Neue Belastungsproben der Fronten östlich und nördlich Orel

Berlin, 16. Juli.

Die Schlacht im Raum von Wforzgorod-Orel hat weitere, bisher ruhige Frontabschnitte erfasst. Sowohl am deutschen Angriffskern nördlich Wforzgorod wie südlich Orel erweiterten sich die Kampfzonen nach Osten und Westen.

Im Abschnitt nördlich Wforzgorod drang eine deutsche Kräftegruppe trotz Erschöpfung ihrer Bewegungen durch anhaltend schlechtes Wetter von der Spitze des durch unsere bisherigen Angriffserfolge entstandenen Stellungskerns nach Westen vor. Auf einem Höhenrücken stellte sie die Verbindung zu einer zweiten Stoßgruppe her, die sich aus der alten Hauptkampflinie nach Osten vorgeschoben hatte. Dadurch wurde die ganze Front westlich des

tätigkeit des Feindes im Raum von Wforzgorod weiter nach An einigen Stellen geführte schwache Vorstöße brachen bereits im Abwehrfeuer zusammen.

Seit den frühen Morgenstunden des 11. Juli ist der so östlich von heikeln strittene Frontbogen östlich und nördlich Orel neuen Belastungsproben ausgesetzt. Im Juli und August des vorigen Jahres und in den schweren Kämpfen des letzten Winters trübten hier deutsche Divisionen erfolgreich dem Ansturm bolschewistischer Armeen. Jetzt ist der Feind in diesem Raum erneut zum Angriff übergegangen, der seine erschütterte Front im Abschnitt Wforzgorod-Orel entlasten soll.

Das Schwergewicht seiner Gegenangriffe verlagerte der Feind an die Abschnitte südlich und östlich Orel und in den Raum südlich Suchowitschi (Suchowitschi liegt zwischen Tula und Moskau). Auch westlich Kurland schlugen unsere Truppen östliche, von Artillerie, Granatwerfern und Panzern unterstützte Entlastungsvorstöße der Bolschewisten blutig ab. Die schwersten Angriffe richteten die Sowjets gegen unsere Front südlich Orel. Nach sehr heftiger Artillerievorbereitung führten beträchtliche Infanterie- und Panzerkräfte gegen unsere Linien vor, wurden aber in hin- und hergehenden harten Kämpfen immer wieder abgeschlagen.

Auch östlich und nördlich Orel setzte der Feind ohne Rücksicht auf schwere Verluste seine Angriffe fort. Von Stützpunktsquadern, Kampf-, Fern- und Schlachtflugzeugen unterstützt, trübten aber unsere Infanterie- und Panzerverbände dem Ansturm der feindlichen Massen, bis er an ihrem unerklärlichen Widerstand zerbrach. Auch bei diesen Kämpfen setzten sich unsere Panzer und Sturmgeschütze wirkungsvoll gegen die feindlichen Waffen durch.

Die Bolschewiken verloren bei den Kämpfen in der Mitte der Ostfront erneut 530 Panzer, sodas die Gesamtverluste des Feindes an Panzerkampfwagen in diesem Raum seit 5. Juli nun fast 3400 betragen, was der Waffenausstattung von rund 60 sowjetischen Panzer-Brigaden entspricht.

### Neuer Eichenlaubträger

dnb Aus dem Führerhauptquartier, 16. Juli.

Der Führer verlieh am 14. Juli das Eichenlaub zum Ritterkreuz des eisernen Kreuzes an Generalmajor Walther von Günerstorff, Kommandeur einer Panzer-Division, als 250. Soldaten der deutschen Wehrmacht.

### Schweizer Flak schießt zwei Terrorbomber ab

dnb Bern, 17. Juli.

Das schweizerische Armeekommando teilt mit: Die Unternehmung über die Uraden der Flugzeugabwürfer in der Nacht zum 18. Juli 1943 bei Le Bourget und bei Eitzen hat ergeben, daß die beiden englischen Flugzeuge durch unsere Fliegerabwehr abgeschossen wurden.



× Suchowitschi

Keils nahezu auf die Höhe der weiterhin im Angriff lebenden Spitzengruppen nach Norden vorgeschoben. Das südlich der neuen Kampflinie liegende weite Gebiet wird zur Zeit noch von feindlichen Kräften gesäubert.

Weitere mehrtägige Kämpfe wurden im Raum der Bahnstrecke Wforzgorod-Orel und westlich davon zum Abschluß gebracht. Dabei hat eine rheinisch-westfälische Panzer-Division an einem Tage allein 32 Sowjetpanzer, 12 Geschütze und 50 Panzerabwehrkanonen vernichtet oder erbeutet, während Verbände der Wehrmacht ihre vortägigen Angriffserfolge durch bodengewinnende Vorstöße erweiterten.

Infolge seiner schweren Menschen- und Materialverluste an den Vortagen ließ die Angriffs-



Auf Sizilien

Eine üppige Vegetation, reich gegliederte Küste und bis in die Grenze des ewigen Schnees ragende Berge geben der Landschaft dieser Mittelmeerinsel ihr charakteristisches Gepräge (Scherl-Bild-M)

weit nach Norden ausgedehnt, das Ringen hat sich verhärtet, es wird mit einer Erbitterung und Verbissenheit sondergleichen gekämpft. So sehen wir im Osten wie im Süden das gleiche Bild: Der Feind sucht die Entscheidung, er verläßt sich nicht mehr auf die Zeit, er muß auf's Ganze gehen und nimmt damit auch das ganze Risiko dieses Krieges auf sich.

Das deutsche Volk ist innerlich auf diese äußerste Probe vorbereitet. Vielleicht hat der Feind im Westen außer seinem Invasionsplan gegen Italien auch noch andere Absichten. Seine Terrorangriffe verzerren das an sich schon harte

Bild des Krieges und besetzen es mit einem barbarischen Schrecken. Demgegenüber nimmt das deutsche Volk diesem entscheidenden Abschnitt des Krieges ein Schicksal mit einem bewundernswerten, geruhelosen Gehoramt auf sich und in späteren Zeiten wird einmal gesagt werden können, daß nicht nur der deutsche Soldat, sondern auch der deutsche Wehrmann und die deutsche Frau in der Heimat in diesem zweiten Weltkrieg nicht zu leicht befunden wurden, so streng sie geübt werden. Deshalb glauben wir auch im wildesten Sturm, den der Krieg noch entfachen kann, daß uns das Schicksal am Ende den Sieg schenken wird. Dr. M.

## Ein „General Sherman“ stellt sich

Deutsches Sturmgeschütz im Zweikampf mit USA-Spitzpanzern auf Sizilien

(PK) „Du, Karl, schau mal hin, was sich dort bewegt“, der Zeigefinger des Unteroffiziers weist in die Richtung der Katuschen, die hier in Sizilien noch üppiger gedeihen als auf afrikanischem Boden.

Im ersten Augenblick kann der Angehörige nichts erkennen, doch mit einem Male verrät drüben eine verdächtige Bewegung, daß ein feindlicher Panzer auf eigene Faust versucht, in die Platte der deutschen Abwehr zu stoßen. Die Chancen für ihn, bei vorzeitigem Entdecken ohne Schäden davonzukommen, sind sehr bescheiden. Offenbar plant der Feind, überraschend aufzutreten und mit wenigen gutgezielten Schüssen die Verteidigung mattzusetzen.

Jögern tastet sich das Panzergetüm vorwärts. Man muß schon die geschulften Augen des Unteroffiziers B. besitzen, um überhaupt zu erkennen, daß es sich bei diesem mit düstem Grün bemalten um einen „General Sherman“ handelt. Dieser Panzer amerikanischer Herkunft trägt in erster Linie den britischen Angriff. Von Ausnahmen abgesehen, verließen nur „General Sherman's“ die Spezialboote, mit denen die Engländer ihre Panzer an Land brachten.

Dieser Gegner ist stark im Nehmen und kann einen Feuerhagel über sich ergehen lassen, der normalerweise das Ende eines feindlichen Panzers bedeutet. Unteroffizier B. ist alter Afrikaner und hat bei El Mamein schon Erfahrungen in der praktischen Bekämpfung des „General Sherman“ sammeln können. Er weiß, daß dieser hide Broden nicht so leicht zur Strecke zu bringen sein wird, doch im Vertrauen auf die Schlagkraft der eigenen Waffe nimmt er den Kampf an. Zunächst jedoch ereignet sich gar nichts. Der „General Sherman“ verhält fast eine halbe Stunde auf dem gleichen Fleck. Fühlt er sich bereits entdeckt?

Die Bedienungsmannschaft des deutschen Sturmgeschützes sucht leise vor sich hin. Es hat gar keinen Zweck, den fähleren Einzelgänger jetzt schon anzugreifen. Mit jedem Meter, den er vorkommt, steigen die eigenen Chancen, ihn so eingebunden, daß ihm nur der Rückzug oder die Vernichtung bleibt.

Die Männer betriebsmäßig sich förmlich hinter ihrem Sturmgeschütz und beobachtet mit jener Spannung, die das bevorstehende Kampfereignis auslöst, was der Gegner beginnen wird.

Da - der Unteroffizier, der das Glas nicht vom Auge läßt, stößt seinen Nebenmann lachend in die Rippen: Die grüne Wand schiebt sich, kaum merkbar, Meter um Meter vor. Der Mann, der den Panzer befehligt, ist bestimmt kein feuriger Haje. Wie er immer wieder verhält, wie er geschickt jede Deckungsmöglichkeit ausnützt, dem Ziel zuzustreben, verdient die sachmännliche Anerkennung der Deutschen, die längst das Geschütz feuerfertig gemacht haben.

Einmal erstarbt der Kolof, gleichsam, als wolle er seine gesammelten fähleren Energien für den entscheidenden Sprung aufbewahren. Jetzt wird es ernst.

Bruchteile können entscheiden. Das weiß der dort drüben so gut wie die Männer der Sturmgeschützbedienung. Machtvoll ergelen die Motoren mit einem Male, die Lärnung fällt, und mit voller Tourenzahl preßt der Panzer vor. Es hat etwas Beklemmendes, Stabfestungen wie diese direkt auf sich zu rollen zu sehen, einem vorweltlichen Ungeheuer gleich, das alles niedertrampelt, was ihm in den Weg kommt. Unser Unteroffizier ist jedoch frei von diesen Zuständen. Es ist nicht das erste und gewiß nicht das letzte Mal, daß er einer solchen Situation gegenübersteht.

Mit souveräner Ruhe gibt er den Feuerbefehl. Der erste Schuß liegt zu hoch, die nächsten schlagen dicht um den „General Sherman“ ein. Schutzrichtung wird von Mal zu Mal fortigiert, und jetzt sitzen die panzerbrechenden Granaten genau im Ziel.

Noch hatte der Gegner die Möglichkeit, abzuweichen, aber der gute Wurf ist zäh. Mit einer überraschenden Drehung gewinnt er gute Deckung hinter einer Steinmauer und feuert nun seinerseits auf das Sturmgeschütz. Ein und her gehen die Salven. Ein heller, freischwebender Ton zeigt die Trefferslage diesseits und jenseits an. Wölfe Schrammen trägt das Sturmgeschütz davon, doch läßt keiner der beiden Gegner loder. Nur ein Volltreffer kann den Kampf entscheiden. An der schräg verlaufenden, abgeplatteten Panzerung des „General Sherman“ gleiten die beigeminten Schüsse ab und surren als Querschläger durch den Lösshaufen.

Mit einer überraschenden Wendung, die keiner der beiden Kontrahenten, die sich hier als gleichwertig gegenübersehen, voraussehen konnte, wird das Ringen entschieden. Im blitzschnellen Erfassen der Lage hat ein 8,8-Ztm.-Flakgeschütz Stellungswechsel vorgenommen. Aus der Platte saßt es den im Kreuzfeuer befindlichen Panzer, und in Sekundenschnelle vollzieht sich nun das Verhängnis. Der „General Sherman“ stellt sein Feuer ein, wie sich später zeigt, als Folge eines Treffers im Turm. Schnell ist der besiegte Gegner umfellt, und auf ein wiederholtes „hands up“ kommen die Briten aus dem Panzerinneren gekrochen. Meistern ergeben sie sich in ihr Schicksal. Der Kommandant des zur Strecke gebrachten „General Sherman“ ist Inselbrit, hat lange Zeit in Afrika gekämpft und war auch bei dem Schlacht in Tunis dabei.

Zum ersten Male in diesem Kriege trägt der Engländer selbst die Hauptlast des Kampfes. Das erweist sich auch bei den anderen Gefangenen, die vorwiegend aus dem Mutterlande stammen. Das Inselreich hat seine besten „Krieger“ eingeleitet, um dem Kriegsgefehen die erhoffte entscheidende Wendung zu geben.

Inwiefern die Amerikaner an dem Unternehmen beteiligt sind, muß späteren Feststellungen vorbehalten bleiben. Wir in unserem Abschnitt jedenfalls haben es ausschließlich mit richtigen Engländern zu tun, und der Empfang ist dementsprechend feurig. Kriegsberichterstatter Kurt Gayer.

# Feindliche Landungsflotte verlor bisher 300000 BRT

## Offenes Britenbekenntnis zum Nord

Die Gründe für die wiederholten Angriffe auf Köln  
ab Berlin, 16. Juli.

### Der Südostwall abwehrbereit

abn Berlin, 16. Juli.

Nach Abschluß seiner Besichtigungsreise durch die Befestigungszone des Südostwalls traf der General der Pioniere und Festungen im Oberkommando der Wehrmacht, General der Pioniere Jakob, auf einem Flugplatz im Südosten ein, um zur Besichtigung ins Reich zurückzuführen.

Er hatte auf seiner ausgedehnten Reise die nach den neuesten taktischen und technischen Erfahrungen des Befestigungsbaus ausgebauten Verteidigungsanlagen an der Küste und im Innern Süddeutschlands sowie die Sperrstützpunkte auf den vorgelagerten Inseln im Ägäischen Meer, insbesondere die Inselsetzung Krata und die unter italienischem Schutz liegende Dodekanes-Insel Rhodos, besucht. In enger Zusammenarbeit mit der dort eingeteilten Truppe sind hier nach den taktischen Weisungen der örtlichen Kommandobehörden durch die Festungspioniere neuentwickelte Befestigungsanlagen geschaffen worden, die heute im vollen Umfang abwehrbereit sind. Unter schwierigsten Bedingungen und unter den Einwirkungen des ungewohnten Klimas wurden große Leistungen vollbracht. Besonders anerkennen sind die zahlreichen Hochbauten im Feld, die beste Tarnung der Truppe, hervorragende Einsatzmöglichkeit ihrer Waffen und dabei weitestgehende Schutzmaßnahmen. An der Verbesserung der Befestigungen und der Verstärkung der Abwehrkraft wird ständig weitergearbeitet.

### Schwedisches Blatt pöbelt Sven Hedin an

abn Stockholm, 16. Juli.

Die Zeitung „Aftonbladet“ greift in einem Leitartikel den bekannten schwedischen Forschungsreisenden Sven Hedin an, weil dieser in einer Reihe deutscher Zeitungen die Schändung des Kölner Doms brandmarkt. Zweifellos sei es bedauerlich, daß dies stolze Bauwerk unter den Bombenangriffen gelitten habe, sagt das schwedische Blatt, man könne sich jedoch fragen, ob es nicht würdiger Gegenstand wäre, deren Zerstörung Anlaß zu einer leidenschaftlichen Entrüstung geben könne. Ebenso bedauerlich sei tatsächlich, daß dieser alte Mann — gemeint ist Sven Hedin — Schwede sei.

Der Schriftsteller des schwedischen Blattes identifiziert sich also mit den britisch-nordamerikanischen Domschändern und bekennt sich zum Terrorismus, der jede Achtung vor allen Kulturwerten verloren hat. Den weltbekannten Forscher, der sich zum Sprecher der zivilisierten Welt machte, als er seiner Entdeckung über die Zerstörung eines ehrwürdigen Heiligtums Ausdruck gab, einen „alten Narren“ zu schimpfen, kennzeichnet den Schreiber zur Genüge.

### Das Wichtigste in Kürze

Morgen befehlt General der Flakartillerie Emil Zenetti, Kommandierender General und Befehlshaber im Luftgau VII (München), sein 40jähriges Militärdienstjubiläum.

Ministerpräsident Tojo gab in einem an Mussolini gerichteten Telegramm seiner Bewunderung für die heroische Haltung Italiens Ausdruck, wie das japanische Informationsamt bekanntgibt.

Die Zahl der durch den jüngsten Luftangriff auf Turin verursachten Opfer ist auf 402 Tote und 601 Verwundete gestiegen.

Nachdem längere Zeit in der italienischen Presse keine Meldungen über den Fortschritt der Bergungsarbeiten an der im Mittelmeerhafen Toulon versenkten französischen Flotte zu lesen waren, gibt nun ein Artikel der „Tribuna“ Aufschluß über die Erfolge der mühevollen Taucherarbeiten. „Tribuna“ will wissen, daß bereits in diesen Tagen ein großer Teil dieser Schiffe nicht nur gehoben, sondern auch in repariertem Zustand wieder in Dienst gestellt werden können. Andere, deren Reparatur sich zu umständlich oder unmöglich erweise, würden abgewrackt und lieferten dadurch Schrottmaterial.

Ueber selbe Beobachtungen in den USA. berichtet der britische Schriftsteller Hilary St. Saunders einem „News Chronicle“-Mitarbeiter. Saunders teilte mit, daß er in den USA. viele Rüstungsbetriebe besucht habe. Dabei hätten die Arbeiter ihrer Unzufriedenheit darüber Ausdruck gegeben, daß die Unternehmern gewaltige Gewinne einströmen, während sie und ihre Familien angesichts der in den USA. ständig steigenden Lebenshaltungskosten mit jeder neuen Woche schlechter abschneiden.

Die Einführung der militärischen Ausbildung der japanischen weiblichen Jugend wird zur Zeit vorbereitet, erklärte ein hoher Beamter des Erziehungsministeriums vor dem zentralen kooperativen Rat der Imperial Rule Assistance Association am Donnerstag.

## Hermann Bahr

Zu seinem 80. Geburtstag am 19. Juli

Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts war Hermann Bahr als Vortragender bekannt, so weit die deutsche Zunge hing. Schon seine ungewöhnliche Erscheinung fesselte: das hochgestülpte Stoppelbärtchen mit den stehenden, fragenden, immer neu sich zurechtfindenden Augen, mit der wallenden weißen Mähne und dem lang herabfallenden Gottesbaterbart.

Bahr ist jahrzehntlang ein immer Neuverwendeter, Wachsender, sich Ueberfluthausstiegender gewesen, ein Mensch in seinem Widerspruch. Indem er sich jedoch rasch umschiff, berichtigte, erneuerte, blieb er treu seinem Selbst, seiner ständig herumwandelnden Selbstverleugerei. Ein ehrlich bemühter Mittler zwischen deutschem und fremdem Geist, ein nimmermüder Anreger, Förderer und Wegebereiter oder, wie er selbst einmal von sich sagte, „Entwickler und Don Juan aller künstlerischen Anschauungen“, bis er fand, daß es das allergeringste ist, Nähe zu suchen im Water aller Dinge — er, der seit seinen jungen Jahren stets unerschütterlich „die Kunst als das gemeinsame Werk des ganzen Volkes betrieben“ wissen wollte, und zwar im Geiste der einzigen Emigrie, nämlich des ewigen Wandels, in dem, wie alle Natur, auch alle Kunst sich ständig verjüngt.

Bahrs Romane haben mit dieser Dichtungstendenz in landläufiger Sinne wenig zu tun; sie haben den Ehrgeiz, keine Romane solchen Gepräges zu sein. Sie gleichen gemächlich dahinplätschernden Sommerbächen. Die Begebenheiten sind belanglos. Sie geben den Anschauungsreichtum eines in die Wesenheiten des Menschlichen, Allmenschlichen Wählenden, eine Fülle von feinsten Erlebtem, von gedanklichen Gestalten. Er erzählt unermüdet, weil er immer wieder von neuem hofft, sich doch endlich einmal ganz aussprechen zu können. Das indes ist ihm wohl nie gelungen. Kein Wort sagt ihm genug, darum meint er vieles dreimal sagen zu müssen. Er hat einmal nicht ganz unrichtig gesagt, er schreibe „eigentlich stets das selbe Buch, bloß in verschiedenen Sprachen, und manchmal auch von rechts nach links, statt von links nach rechts“. Dabei versteht er es, den Leser zu zwingen, mit seinen Augen zu sehen. Sein wesentlichster Roman ist „Die Kette Korahs“ vom Jahre 1919, so etwas wie eine Naturgeschichte des kapitalistischen Betriebes, freudlos von Antisemitismus, ein Buch vom

abn Aus dem Führerhauptquartier, 16. Juli.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Die schweren Kämpfe in der Mitte der Ostfront hielten auch gestern bei schlechtem Wetter an.

Der Angriff unserer Truppen nördlich Bielgorod gewann Raum und führte zur Einkesselung einer starken feindlichen Kräftegruppe. Die Gegenangriffe des Feindes ließen in diesem Frontabschnitt infolge der in den bisherigen Kämpfen erlittenen schweren Verluste an Stärke nach.

Dagegen führten die Sowjets mit starken Panzer- und Panzerkräften Entlastungsangriffe an der gesamten Front von Kurland bis Suchanitschi. Sie wurden überall blutig abgewiesen und dabei allein im Bereich einer Armee über 250 feindliche Panzer abgeschossen.

Insgesamt verloren die Sowjets gestern in der großen Schlacht 530 Panzer.

Die Luftwaffe unterstützte trotz des schlechten Wetters die Kämpfe der Erdtruppen und schickte 49 Flugzeuge ab.

In Süditalien schlugen deutsche und italienische Truppen auch gestern zahlreiche gegen die Linie Agrigento südlich Catania vorgetragene britisch-nordamerikanische Angriffe ab und fügten dem Feind schwere Panzerverluste zu.

Deutsch-italienische Luftstreitkräfte griffen bei Tage und bei Nacht die Schiffsanlandungen vor der sizilianischen Küste mit gutem Erfolg an. Mehrere feindliche Transportschiffe wurden versenkt oder schwer beschädigt.

In der Zeit vom 10. bis 14. Juli einschließlich verlor die feindliche Landungsflotte mindestens 52 Schiffe mit zusammen rund 300 000 BRT. Zahlreiche weitere Schiffe und Landungsboote erlitten Treffer.

Bei einem Angriff auf ein deutsches Geleit im Mittelmeer schossen Sicherungsfahrzeuge der Kriegsmarine und Marinebodflottille sieben feindliche Flugzeuge ab.

In der vergangenen Nacht griffen feindliche Fliegerkräfte wie immer unter Verletzung des

abn Schweizer Hoheitsgebietes einige Orte in Ostfrankreich an. Dabei erlitt die Bevölkerung erhebliche Verluste. Einzelne Störflugzeuge überflogen das nördliche und südwestliche Reichsgebiet. Luftverteidigungskräfte brachten am gestrigen Tage und in der vergangenen Nacht 14 britisch-nordamerikanische Flugzeuge zum Absturz.

Deutsche Kampfflugzeuge stießen in der Nacht zum 16. Juli in den Raum von London vor. Unterseeboote versenkten im Angriff gegen Geleitzüge und Einzelschiffe, die durch Luft- und Seestreitkräfte stark gesichert waren, acht Schiffe mit 51 000 BRT und einen Transportzugler.

### Der italienische Wehrmachtbericht

Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt: Vom Gebiet von Agrigento bis zur Ebene von Catania boten italienische und deutsche Einheiten tapfer kämpfend dem beständigen Ansturm starker feindlicher Einheiten Front. Dem Feinde wurden erhebliche Verluste an Panzern beigebracht.

Unsere Torpedoflugzeuge erneuerten ihre Angriffe auf Schiffe und Landungsfahrzeuge. Sie versenkten einen Handelsdampfer von 10 000 BRT und beschädigten drei weitere Einheiten von insgesamt 29 000 BRT. Italienische und deutsche Kampf- und Sturzkampfflugzeuge griffen mit gutem Erfolg englischen und amerikanischen Schiffsraum längs der sizilianischen Ostküste an.

Bei den Kampfhandlungen der Luftwaffe zeichneten sich in diesen Tagen folgende Einheiten besonders aus: der 43. Kampffliegertrupp, die 113. Torpedoflieger-Gruppe, die 121. Sturzkampfflieger-Gruppe.

Neapel, Foggia und Genoa waren das Ziel feindlicher Luftangriffe. In Neapel sind Schäden und Opfer zu beklagen. Vier viermotorige Flugzeuge wurden von unseren Jägern über Neapel vernichtet.

Elf feindliche Torpedoflugzeuge wurden von Schiffseinheiten sowie von Flugzeugen abgeschossen, die als Bedrohung für unsere Geleitzüge eingesetzt waren.

## Besuch einer Heeresmunitionsanstalt und eines Zeugamtes

Ein friedliches Bild! In der Sommerwärme des Mittags bringt nur selten ein Vogellaut durch die Stille. Unbeweglich steht sich das Grün der Bäume vom blauen Himmel ab.

Plötzlich stößt der Wind auf einen Eisenbahn-Güterwagen, der einfach, hochbeinig und fremdartig am Wege steht. Ein alter „Kranzofe“ mit einer schmutzigen schwarzen, vom Wetter abgewaschenen Karbe hat sich hierher verirrt.

Aus festen Holzbohlen wird quer über den Weg eine Art Laufsteg gebaut, denn hier gibt es keine Verladebühnen. An der Wegabiegung öffnet sich eine fast unsichtbar eingelassene Tür, man könnte denken, ein atmungsreicher Eiseller sei hier noch in Gebrauch. Aber die Arbeiter rollen aus diesem Gewölbe über die ansteigenden Holzbohlen ganz moderne Dinger heraus: großgranolene, gedrungene, sehr spitz zulaufende, gefäßlich sämmerer Broden, die hier verladen werden. Und es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, daß dieser Güterwagen in einem Bahnhof zu einem Munitionszug zusammen rangiert wird, dann nach Westen rollt und irgendwo an der Kanalküste sein Ziel findet.

Im Betonbunker einer Batterie werden diese Granolaten erwartet und enden als feuerpeinende Grüße gegen den Feind.

Schamlos beginnt der Krieg, wenn man ihn bis in seine Wurzeln zurückverfolgt. Der Laie stellt sich vor, daß irgendwo in einer Industriestadt, an der Lagerhalle einer rauchgeschwärtzten Munitionsfabrik, die Munitionslieferanten für die Front abrollen. In Wirklichkeit werden die Waaggons in einem wohlbehüteten Gelände verladen, das größere und kleinere Gebäude birgt und verbirgt. Das ganze hat den mühsameren Namen: Heeres-Munitionsbankhalt; es ist eine Mittelstelle zwischen Rüstungsindustrie und Frontbedarf, wie sie jedes Heereskommando für den Munitionsnachschub besitzt. Diese Heeres-Munitionsanstalten sind nicht nur Lager, sondern auch Kontrollinstanzen und Fertigungsstellen. Denn die Anlieferungen der Industrie bestehen bei der heute immer mehr gefördernten Dezentralisation und Spezialisierung aus vielen Einzelteilen, die hier zusammengebaut werden, bis schließlich die fertige Granate, die Kartusche usw. sorgfältig geprüft in der vorschrittmäßigen Verpackung transportbereit liegen.

Bei einem Rundgang durch dieses Gelände lockt ein vielstimmiger Wägengeklapp; er dringt aus einer hell und modern gebauten Werkstatthalle. Hier sitzen in lichten Sälen 40 oder 50 Arbeiterinnen und lassen bei fröhlichem Singen harmlos aussehende Wägen durch ihre geschidten und flinken Hände wandern. dünne, papierartige Scheiben, die wie Filtereinlagen für Kaffeemaschinen aussehen. Es ist Kartuschenmunition, die hier auf die „Goldwaage“ wandert, um zu einer peinlich genauen Ladung ausgewogen zu werden. Was zu hier ist, wird mit der Schere abgefeilt oder ein halbes Wägenchen wird noch dazugelegt. Die Wägenchen dieser unheilgeladenen schwarzen Scheiben werden mit Nähmaschinen zusammengeheftet.

So harmlos sich das alles anfühlt und so ungenügend diese Arbeiten durch sorgfältige Vorkehrungsmaßnahmen auch sind, — es ist doch eine bittere Verührung mit dem Krieg. Hundert kleine Gondriffs sind am laufenden Band zu machen, bis eine Granate schließlich mit dem Datumstempel versehen wird und frontbereit ist.

Die Arbeitsverhältnisse des totalen Krieges gelten auch für eine Heeresmunitionsanstalt. Auch hier muß mit dem kleinen Stamm der ältesten Arbeiter das dauernd gesteigerte Programm erfüllt werden. Die Betreuung der Arbeitskräfte verlangt besondere Maßnahmen, denn die nächste größere Zielung liegt zu weit entfernt, als daß man diese Arbeitskräfte dort unterbringen oder sich selbst überlassen könnte. Am Rande der Munitionsanstalt sind große, vorbildlich geführte Paradenmäntchen entstanden, die außen und innen ein freundliches Bild bieten und in sanitärer Beziehung allen Anforderungen gerecht werden. Selbstverständlich sind Frauen und Männer in besonderen Lagern zusammengefaßt.

Ein Feldzeug-Kommando (das gebietsmäßig und organisatorisch einem Wehrkreis-Kommando entspricht) hat außer dem Munitionsnachschub noch viele andere Aufgaben zu erfüllen. Das Heer braucht täglich neue Waffen und Geräte. Sie lagern in den Heereszeugämtern, den großen Schatz- und Vorratshäusern des Heeres, die von der Rüstungsindustrie geliefert werden und in einem laufenden Strom die Front versorgen. Bei einem

Der Luftfahrtkorrespondent des „Daily Sketch“ beschäftigt sich mit Fragen, die von vielen Lesern an das Hauptquartier der Bombenstreitkräfte gestellt wurden, warum Köln erneut angegriffen worden sei. Das Blatt gibt hierauf folgende Antwort, die sich mit einer Brutalität, ohnegleichen zum planmäßigen Nord an der Zivilbevölkerung bekennt: „Die Bevölkerung kann sich von schweren Luftangriffen erholen und allmählich wieder, ohne größeren seelischen Schaden erlitten zu haben, an die Arbeit gehen. Vermindert man den Druck auf sie aber nicht, dann wird“, so glaubt der britische Luftfahrtkorrespondent, „eines Tages die Nervenspannung so groß und der Widerstandswille gebrochen“.

Wenn die Briten zu Beginn ihrer nächstlichen Terrorangriffe noch kinder, ihre Worfllüge gegen Frauen und Kinder und ihre Vernichtungskampagne unerklärlicher kultureller Werte als militärischen Versuch mehrerer aufgeben. Teils haben sie wohl erreicht, daß sie hiermit in der ganzen zivilisierten Welt doch keinen Glauben finden, zum anderen aber ist der durch die Nachrichten bekannte und berüchtigte britische Nordpunkt wieder so brutal zum Durchbruch gekommen, daß er sich einzufach nicht mehr verhalten läßt.

### Der 82. Terrorangriff auf Neapel

abn Rom, 16. Juli.

Der in der Nacht zum Donnerstag durchgeführte feindliche Luftangriff auf Neapel war der 82. der Angriffe, die Neapel erlitten hatte. Er rief in der bisher noch nicht in Mitleidenschaft gezogenen Stadtviertel Chiaia Zerstörungen hervor. Die großen Bäume des Parks der Villa Comunale sind zum Teil vernichtet, die San Nicolo-Kirche ist zerstört. Auch gegen die Häuser auf dem Posillipo richtete sich der Angriff der feindlichen Flugzeuge. Hier wurden eine Schule und eine Anzahl kleiner Fischerhäuser zerstört. Das Vergini-Kloster im Stadtteil Sanita wurde teilweise vernichtet. Die kostbare Bibliothek des Klosters liegt unter den Trümmern begraben.

Rundgang durch ein Heereszeugamt gina der Weg durch ein großflächig aufgelockertes Lagerhaus-Gelände, treppauf, treppab, durch große Hallen, in denen alle Waffenarten überflüssig gestapelt sind, alles fein säuberlich ausgerichtet, gut eingeteilt und abgedeckt, beschriftet und registriert. Welche Menge von bestem Metall, Gummi und Leder! So schmal der zivile Sektor auch geworden ist, — das Heer ist dafür umso besser versorgt, auch am Ende des vierten Kriegsjahres.

Die Heereszeugämter haben im Krieg noch eine besondere Aufgabe zu erfüllen: die Verwertung der in den letzten Kriegsjahren aus unseren feindlichen Feldlagern im Westen und Osten. Da stehen vor einer weiten Montageschleife hochbeinige Mienenkanonen des geschlagenen französischen Heeres, an deren Lafette das Modelljahr 1919 eingepreßt ist. Diese altmodischen Feldgeschütze waren im Jahre 1939/40 sicher keine ebenbürtige Waffe mehr. Jetzt werden sie „ausgeschlachtet“. Aus einem solchen Etapel halb und ganz zerfertig Geschütze werden wertvolle Einzelteile und hochwertiger Rohstoff gewonnen.

Interessant ist der Umbau sowjetischer Wehrzeuge, die hier in großer Anzahl umgestaltet werden. Jedes Aufstellrohr der Kanone wird überholt und dann neu zusammengefügt. Zuletzt erhalten alle Waffen den neuen dunkelblauen Tarnanstrich, der seit den Erfahrungen in Afrika bei der Wehrmacht allgemein das frühere Schwarzbraun verdrängt hat. In einer solchen Werkhalle bröht die Arbeit.

Den Zeugämtern sind Waffenwerkstätten angegliedert, um die verschiedenartigen Wehrmacht-reparaturen zu erledigen. Jetzt im Krieg wird auch hier erbeutetes feindliches Heeresgut umgebaut oder eigenes Heeresgut, das von der Front zurückkam, wieder inandergesetzt und auf die neuen Bedürfnisse umgearbeitet.

Auch in diesen Werkstätten sieht man viele Frauen an der Drehschank, welche die mehrjährigen Männer erleben. Aber Zug für Zug fliehet ein Strom hochwertiger Heeresgüter in die Nachschuborganisationen und in die Lagerhäuser, in denen alles in bester deutscher Wertarbeit für die Truppe bereitliegt. Dr. M.

## Zuhause

Von Wolfgang Jünemann

Wie weit der Welt die Ziele  
Gestellt im Raum auch sind,  
Zu wundersamen Spiele  
Lädt sie in Frau und Kind.

Dein Kindlein schenkt die Sterne,  
Den Himmel deine Frau.  
Und lockt dich auch die Ferne,  
So weißt du doch genau:

Die Sehnsucht mag dich treiben,  
Und lischte sie auch nie aus —  
Zwei treue Herzen bleiben  
Dir immer ein Zuhause.

Am 17. Juli vollendet die Tochter Wilhelm Raabes, die Malerin Margarete Raabe, in Braunschweig ihr 80. Lebensjahr. Sie ist die treue Hüterin von Raabes Nachlaß und pietätvoll hat sie dafür gesorgt, daß Raabes Arbeitszimmer in demselben Zustand erhalten bleibt, wie es zu Zeiten ihres Vaters gewesen ist. Als Malerin, besonders als Bildnisgestalterin, hat sie Ausgesprochenes geleistet.

Im Alter von 87 Jahren starb die bekannte Berliner Malerin Hildegard Lehmer. Sie erwarb sich einen geschätzten Namen durch ihre Blumenstillleben und Landschaften. Große pädagogische und organisatorische Gaben bewies sie lange Jahre als Leiterin der Zeichen- und Malstufen des Berliner Vereins der Künstlerinnen und als Vorsitzende des Bundes der Deutschen Künstlerinnenvereine.

Der in Mauer bei Wien wohnende Bildhauer Hugo Franz Risch bezieht in diesen Tagen seinen 70. Geburtstag. Der in Haindorf (Gubetengau) Geborene besuchte nach Absolvierung der Hochschule in Lepils-Schönau die Kunstgewerbeschulen in München und Wien und widmete sich vorzugsweise der Kleinplastik und Keramik.

Die Stiftung Oberhesseln und die Deutsche Kulturfreunde-Gesellschaft hatten zu einer Freitag-Tagung in Kreuzburg i. Oberhess. der Geburtsstadt des Dichters, eingeladen. Den Auftakt bildeten ein Einleitungsbericht der Landesmusikfakultät Oberhesseln und eine Kranzniederlegung am Freitag-Abend der Stadt Kreuzburg. Ein Museum, das Erinnerungswürdig Freitagtag enthält, wurde der Öffentlichkeit übergeben. Im Festsaal des Museums hielt Prof. Dr. Rindemann, Wien, einen Vortrag, bei dem die Beziehungen des Dichters zum Theater behandelt und damit eine schöne Einführung in die abendliche Vorstellung der „Journalisten“ bot.

Kampf des Ungefallens gegen die Gestalt, des Verjahens gegen das Miesvernehmen, des Chaos gegen das Geles, des Ungeistes gegen den Geist, vom Drogen der Unwidnis, in der alles erstickt und nur noch ein Lebenbüßes vorhanden ist: das Geld. „Denn in eine noch weit gefährlichere Gefahr bringt das Geld den Geist als je der Fluch auch des dumpfsten Blutes.“ Hier bereits rief Bahr nach dem einzigen Wanne, der entschlossen ist, das Unerträgliche nicht mehr ertragen zu wollen, rief nach einer neuen Zeit, nach einem neuen Weltbeginn. Es finden sich da prächtige Weisheiten, wie: „Land muß einer haben, um ein Vaterland zu haben. Unser Antisemitismus ist die Notwehr aller Völker gegen die Romabifizierung Europas. Alle Kultur des Abendlandes beruht auf der Erde. Entwurzelung ist die Gefahr, Entwurzelung ist das Problem für alle Völker Europas.“ Oder: „Dies ist der Grund, warum die Völker einander nicht erbliden können: was eins vom andern gewahrt wird, ist doch immer

### Aufgaben des deutschen Theaters

Reichsdramaturg Dr. Schlösser sprach

Reichsdramaturg Ministerialdirigent Dr. Rainer Schlösser sprach vor wehrtaunlichen Bühnenschaffenden über Aufgaben und Gegebenheiten des deutschen Theaters. Der Reichsdramaturg erläuterte, daß nur eine nationalsozialistische Staatsführung in der Lage war, das Theater so zu mobilisieren. Die Truppenbetreuung, das heutzutage Leben in den neu hinzugekommenen Gebieten, die Schaffung von 25 neuen Bühnen, das alles erzeuge ein solches Bild der Kriegsarbeit. Wohl sei der Personalbestand der Bühnen auf das äußerste eingeschränkt, doch stünden auch hier die Notwendigkeiten, die der entscheidende Schicksalskampf mit sich bringe, im Vordergrund. Deshalb könne auch nicht gebudelt werden, daß der Bühnenschaffende über den Ort seines Einflusses selbstherrlich entscheide.

Die Zerstörungen durch die englischen Terrorangriffe hätten auch manche theatralische Kulturstätten vernichtet: Die Neuausgabe von Material zur Ausstattung des Fundus sei natürlich beschränkt. Gegenwärtige Unterbringung der Bühnen durch Leihen aus ihren Beständen habe jedoch sehr erfreuliche Ergebnisse gehabt. Wo durch Terrorangriffe auch familiäre Ausweidmöglichkeiten vernichtet worden seien, stehe man vor der Frage, wie das betroffene Ensemble am besten

im Interesse des Ganzen verwendet werden könne. Die Reichsdramaturgie habe hier einen glücklichen Ausgang darin gesehen, daß die jeweilige Stadt als Reichsträger ihr Theater einer anderen nicht betroffenen Stadt auf Zeit zu leihen in Händen übergeben, wodurch die künstlerische Weiterbeschäftigung des Ensembles gewährleistet sei.

Hinsichtlich der Hochkonjunktur im Theaterbereich stellte Dr. Schlösser einen seelischen und einen volkswirtschaftlichen Faktor fest. Ohne Zweifel erwies er gerade die anspruchsvollsten Werke eine maximale Anziehungskraft. Entscheidend für die Konjunktur sei die Tatsache, daß kaum je so oft in Deutschland gespielt worden sei, wie jetzt während des Krieges. Im übrigen gelte für die Reichsdramaturgie ebenfalls wie für die gesamte Kulturpflege das Gesetz des Krieges. Die Regie müsse die dramatischen Gehalte der Stücke auch nach ihrer heutigen Lage beurteilen können. Was die Spielpläne anlangt, so sei eine Aufhellung und Auflockerung nötig. Breite Schichten des Volkes hätten nun einmal zur heiteren Muse einen unmittelbaren Zugang. Schon Goethe habe diesem Bedürfnis in Weimar Rechnung getragen und wesentlich mehr Lustspiele (Kopie) als ernste Dramen auf den Spielplan gesetzt. Der Reichsdramaturgie kennzeichnete das Publikum als den autorisierten Kunstrichter, nach dessen Bedürfnissen das zeitgenössische Schaffen sich auszurichten habe.

# Die goldene Geige

Roman von Brunnhilde Hofmann

28) Marquart nickte. „Ich verstehe. Sein Verlust würde Ihr Leben beeinträchtigen.“

„Ja — und nein.“

Marquart blieb stehen und sah sie an.

„Sie denken, Ihrem Leben eine andere Wendung zu geben?“

„Ich fürchte, diese Wendungen ergeben sich ohne uns.“

„Für Sie sind machtlos gegen sie.“

„Soll?“

„Soll und mein Leben mit ihm und unter seiner Leitung bedeutete für mich eine Ueberlieferung.“

„Eine Ueberlieferung? Wozu?“

„Der Selbstaufgabe zu einem höheren Zweck.“

„Wie alt sind Sie?“

„Francesca beugte sich nieder, um mit den Fingern lieblosend eine Locke zu berühren, die voll erblüht und ungenügend herrlich sich über die anderen erhob.“

„Fünfunddreißig“, sagte sie.

„Das Leben hat Sie enttäuscht? Aber es liegt noch vor Ihnen, glaube ich.“

„Eine Frau mit Ihren Fähigkeiten...“

„Ich weiß nicht, ob es mich enttäuscht hat. Ich glaube, ich kenne es noch zu wenig. Meine Jugend war arm, bis auf die Kunst.“

Marquart sagte spontan: „Es geht mir ähnlich.“

„Aber ich nehme an, daß es eine Zeit gab, da Sie glücklich waren.“

„Sie hatten eine Frau, haben Sie Sohn.“

„Ja, das stimmt. Aber es ist lange her. Mein Sohn — nun — er ist ein erwachsener Mensch.“

„Gibt seine eigenen Wege. Ich bin nicht enttäuscht darüber.“

„Im Gegenteil. Wollten Sie über meinen Sohn mit mir sprechen, Fräulein Riccardi?“

„Sie blieb am Ende der Pergola stehen und sah auf die Weinberge hinunter, die sich zum Fluß hinab erstreckten.“

„Sinnlose Punkte waren darin zu sehen.“

„Die Koppflüder der Traubenreiferinnen. Ihr Lachen und ihr Gesang drangen von fern herauf.“

„Francesca nickte. „Die junge Dame, die in Ihrer Begleitung hierherkam, ist die Braut Ihres Sohnes?“

„Sie war es“, antwortete Marquart kurz. „Er hat sein Verlöbniß mit ihr gelöst.“

„Meinetwegen?“

„So sagte er.“

„Was ist da zu tun?“ fragte Francesca rasch und führte ihre Hand an die Brust. Eine Bewegung, die Marquart schon kannte. Die Geste erschrockenen Schmerzes berührte ihn eigentümlich nahe. „Was kann ich tun? Sie werden mit der Schuld gehen, und vielleicht bin ich nicht frei davon.“

„Aber ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, sein Leben nicht tödlich zu tödlich.“

„Stören!“ rief Marquart aus. „Ich finde, daß das kaum der richtige Ausdruck ist.“

„Mein Sohn liebt Sie. Er will Sie heiraten. Er erwartet Ihre Antwort.“

„Ich werde Sie ihm geben“, sagte Francesca entschlossen. „Ich werde ihn bitten, mich zu vergeben.“

Marquart lächelte kurz und bitter. „So einfach ist das wohl nicht, Fräulein Riccardi.“

„Ich denke nicht, daß man Sie so leicht vergibt, selbst wenn Sie darum bitten. Sie lieben Robert nicht?“

„Sie sah vor sich hin. Dann schüttelte sie den Kopf.“

„Ich habe es eine Weile geglaubt. Und ich fühle auch jetzt noch etwas in mir — aber es hat nichts mit ihm zu tun.“

„Das war der Fortschritt.“

„Glaubte wie er, daß vielleicht auch in mein Leben noch einmal eine große Erfüllung treten könnte.“

„Nicht er kann Sie Ihnen geben?“

„Langsam schüttelte sie den Kopf.“

„Ich bin zu alt für ihn.“

„Ich sagte ihm das schon.“

„Nicht das scheint mir so wesentlich. Ober doch. Robert hat recht, nicht die Jahre machen es aus, sondern die Ueberlegenheit. Der Mann soll der Ueberlegene sein.“

„Doktor Winter sagte das?“

„Ja!“

„Ich glaube nicht, daß ich Ihrem Sohn überlegen bin. Er ist genial.“

„Sie sind es auch. Schon das allein... wäre ein Magnis. Aber es gibt den Ausschlag nicht.“

„Es liegt darin, daß Ihre Natur selbst Ihnen die Erkenntnis vermittelt hat, daß nicht Robert der Mann ist, der Ihre vollen Kräfte in Ihnen auslösen und Ihnen damit zur Erfüllung Ihres Lebens verhelfen könnte.“

„Verstehen Sie, was ich damit sagen will?“

„Ja, ich verstehe. Ich mußte es. Sie haben es nur ausgesprochen. Ich konnte alle Kräfte in ihm lösen, er nicht in mir. In diesem Sinne wird er mich nie vergessen können, auch darin haben Sie recht. Er sollte nur den Wunsch verlieren, mich zu besitzen. Das meinte ich, als ich von Vergeßen sprach.“

„Er verlor viel mit diesem Wunsch“, sagte Marquart und legte mit einer Bewegung, die auch Robert an sich hatte, den Kopf zurück. „Ich sehe das jetzt. Es wird ihm vorkommen, als verlore er alles damit.“

„Nicht alles. Da ist jenes entzückende Mädchen. Seine Braut.“

„Sie hielt inne und atmete schwer. „Wenn sie ihn liebt, wird sie vergehen. Wenn auch nicht mir, so doch ihm.“

„Galt, jetzt irren Sie gründlich!“ erklärte Marquart lebhaft. „Edith bewundert Sie, und sie hat Robert vergiebt. Aber sie ist kein Mensch für getriebene Gefühle. Sie ist auch zu schade dazu. Ich kenne sie. Sie ist in sich selbst und in den Impulsen ihres Herzens einmalig.“

„Dann“, fragte Francesca bescheiden, „Liebe sie ihn also nicht?“

Marquart blieb stehen und sah sie an. „Denn“, sprach Francesca weiter, „ich glaube nicht, daß der Stolz einer Frau stärker ist als ihr Gefühl.“

Marquart senkte vor dem Bild dieser dunkelblauen Augen, die voll auf ihn gerichtet waren, den Kopf.

„Ich weiß es nicht“, sagte er. „vielleicht haben Sie recht. Wäre es nicht besser so? Er trägt Ihr Bild in sich... es wird so leicht nicht verblasen.“

„Mich kennt er nur wenige Wochen.“

## Da streiten sich die Leut' herum

Eine Raimund-Geschichte von J. Robert Harrer

Es war eine leuchtende Spätherbstnachmittag des Jahres 1888, als Ferdinand Raimund in der selbst unheimlichen Stimmung, die ihn oft in dieser Zeit überkam, aus der Stadt geflohen war. Nun ging er langsam und müde durch eine kleine Gasse Grinzings. Er dachte an sein neues Werk, an dem er auch in der letzten Nacht etliche Stunden gearbeitet hatte. Der „Verschwender“ mußte ihm wieder Ruhm und neue Anerkennung bringen. Seine leichtsinnigen Wiener mußten ihm wieder zujubeln wie zu den Zeiten, da er wie ein Götterknecht geachtet wurde. Gatten aber Ruhm und Glück wirklich solchen Wert? So grübelte Raimund, und schon formten sich wie von selbst die Worte:

„Da streiten sich die Leut' herum...“

Raimund lächelte. Ja, das waren die richtigen Verse für sein neues Stück! Aber dann wurde er durch einen lauten Wortwechsel abgelenkt. In einer schmalen Nebengasse sah er zwei Weinbauern, die jeder eine Stange mit dem grünen Buschen aus Lammzweigen an ihren Hüften anbrachten, den „Finger Gottes“, das Zeichen, daß sie Eigenbauweine ausheften. Dabei stritten sie laut.

„Herdl, dein Wein! Daß ich nicht laß! Dein Wein soll besser sein als der meine? Wo doch jeder Wein besser...“

„Weinkenner? Aber, Franz, blamier dich nicht! Vielleicht, daß die Wassertrinker deinen Wein besser finden, weil sie bei deinem Wein ihr Lieblingsgetränk herauskriegen!“

„Herdl, soll das heißen, daß ich Wasser in den Wein schütt?“

„Das hab' ich nicht gefragt! Das brauchst du auch nicht erst selbst zu befragen! Dein Wein kommt schon so wässrig vom Stod!“

Raimund lächelte. Da hatte er die Bestätigung seiner Gedanken! Immer mußten die Leute freieren Raimund rief.

„Herd, seid mir nette Leute! Ihr raucht, wenn ihr aussteht, statt daß ihr euch freut!“

„Was geht das Sie an, Herr?“ fuhr ihn der Herdl an.

„Vielleicht bin ich ein Gast, der erste Gast! Und bei dem von euch beiden soll ich ein Glaser's Feuer trinken, wenn ich euch so streiten höre?“

„Herdl, sagte der Franz, der Herr kommt wie gerufen. Er soll richten, wer den besseren Wein aushefent!... Sie sind doch ein Wiener, Herr? Und verstehen doch etwas von einem guten Tropfen!“

„Und ob!“ meinte der Dichter. Der Herdl midte; er war mit dem Vorschlag seines Nachbarn einverstanden. Er brummte nur: „Wenn der Herr will, dann...“

„Gut“, sagte Raimund, „ich will halt einmal auch den Schiedsrichter spielen. Ich hab' ja schon ganz andere Rollen gespielt, da werde ich auch diese Rolle treffen!“

„Herdl“, jubelte plötzlich der Franz, „welche Ehre! Das ist ja der Herr von Raimund! Der Schauspieler und Stückeschreiber!“

Da war der Streit vorläufig verneffen; wenige Minuten später saßen sie zu dritt im Garten Herdl's. Die beiden Weinbauern hatten jeder eine große

„Was macht das aus? Ein Tag kann genügen. Vielleicht sogar eine Stunde.“ Er strich sich mit der Hand über Stirn und Haar. „Was meinen Sie? Gehen wir jetzt zurück?“

„Sie nicht. Und ebenso schweigend, wie sie ihren Rundgang begonnen hatten, hollendeten sie ihn.“

Edith, die über das Buch hinweg, in dem sie gelesen hatte, in den Garten blühte, bemerkte sie zuerst. Sie sah an den Gesichtern, daß diese beiden Menschen bewegt waren, daß sie etwas verband, woran andere keinen Teil hatten. Ein eigentümliches Gefühl der Beklemmung überkam sie bei dieser Beobachtung, ein Schatten von Vereinfachung. Aber sie schüttelte ihn ab, stand auf und ging den beiden entgegen. —

„Du hast mir keine Zeile geschrieben, ich bekomme keine Antwort auf eine Frage, die doch ernst genug ist, wie mir scheint. Aber kaum siehst du meinen Vater, da bittest du ihn, über mich hinwegzugehen, als sei ich gar nicht da, um eine Unterredung. Wie das auf mich wirken mußte, wird wohl selbst dir verständlich sein.“

Robert Marquart stand mit dem Rücken zum Zimmer vor der Balkontür von Francesca's Zimmer. Er war gleich am Morgen hierhergefahren.

„Selbst mir?“

„Ja. — Auch wenn du niemals eine Spur von Gefühl für mich gehabt hättest.“

Sie gab keine Antwort. Sie hatte sich neben dem geöffneten Koffer, in dem sie ihre Noten und andere Dinge schon zum Teil verpackt hatte, auf einen Stuhl gesetzt. Ihre Hände lagen jetzt untätig im Schoß. (Fortsetzung folgt.)

Nachdem Wein gebracht. Nun trank Raimund zuerst ein Glas des einen, dann ein Glas des anderen Weines. Er nicht merkend.

„Nun, Herr Raimund, welcher Wein schmeckt besser?“ fragte Herdl.

Raimund zuckte die Achseln. „Ich muß es nochmals versuchen! Aber er kam auch beim zweitenmal zu keinem Urteil. Schon spürte er die übermütigen Geister des Weines. Da stellte er heimlich jedem einen Glas seines eigenen Weines hin und sagte einladend: „Da trinkt einmal jeder den Wein des anderen! Wir schmecken beide Weine!“

„Was sagt ihr?“

Die Bauer lösteten und schütteten jeder eine Glashaft. „Nicht zum Trinken!“ riefen sie. Da hielt Raimund mit der Faust auf den Tisch.

„Nicht habt ihr euch selbst gefangen, ihr Streitkämpfer! Ihr habt euren eigenen Wein getrunken! Also ist jeder Wein schlecht oder...“

„Herzlich schmeckt der Wein!“ führen beide zugleich los.

„Gut, dann ist der Streit ganz erledigt: Beide Weine sind gut! Seid glücklich, daß auf den Hängen unseres Wienerwaldes solch herrliches Gewächs gedeiht!“

Raimund sah bis in die Nacht hinein bei den zwei Bauern. Der Mond war aufgegangen. Raimund hatte ganz vergessen, daß er abends im Theater spielen mußte. Er schlief, von den Geistern der Traube umschwebt, in wehmütiger und doch lächelnder Stimmung sein schönstes Gedicht für den „Verschwender“ zu Ende.

„Da streiten sich die Leut' herum...“

„Oft um den Wert des Glücks.“

„Der eine heißt den andern dummt.“

„Am End' weiß keiner nix...“

## Die wachsende Perücke

Der Dichter und Leberheber N. B. von Schlegel war recht eitel, er pflegte sich sogar zu schminnen und betrachtete gern das so entzündete Kunstwerk seines Gesichtes mit Vorliebe in dem Spiegel, der sich am Dedeck seiner Labardose befand. Dazu trug er eine Perücke. Von diesem nützlichen Erbschloßer Schönheit hatte er eine ganze Reihe, wie behauptet wird, zehn Stück. Die Haare pflegte er kanntlich zu waschen, und er konnte nicht einsehen, warum seine Perücke nicht wenigstens scheinbar das selbe tun sollte. Er fing also mit der Perücke an, bei der die Haare am kürzesten waren, und wechselte in gebührender Abständen Perücken mit immer länger werdenden Haaren aus. So durchlief er langsam die ganze Reihe, und wenn er am Ende angelangt war, wo es für jeden ordentlichen Bürger an der Zeit ist, den Haarschneider aufzusuchen, so fuhr er sich wohl nachdenklich durch „seine“ Haare und sagte: „Ich muß mir wohl bald meine Haare schneiden lassen.“ Und ohne daß der Gang zum Barbier nötig gewesen wäre, erschien er dann wieder mit der Perücke Nummer 1, glatt und wie verjüngt, wie man eben nach einem so wichtigen Besuch aussieht...

Wenigstens! Nun, als die Schwarzwälder Uhrmacher dazu übergingen, die alte „Baage“, wie sie noch für die ganz aus Holz hergestellten Uhren verwendet wurde, durch einen Pendelstiel zu ersetzen — es mag etwa um 1740 gewesen sein —, da brachte man vor dem Zifferblatt das Pendel an, das wie ein Aufhängewand hin- und herpendelte. Die Uhrmacher stellten die Schwarzwälder Uhren als alle dauerlicher Herkunft, sie trübten oft genug neben der Uhrbauweise die Landwirtschaf um und so kam der berühmte Wälderhumor auf die Bezeichnung „Aufhängewand-Uhr“. Kurz wurde die Uhr auch nur „Aufhängewand“ genannt.

Einen guten Absatz fanden unter den Schwarzwäldern auch die sogenannten „Nodeli“ oder „Nodelle“. Um 1780 schuf der in Hinterzarten lebende Jakob Herbfried eine ganz kleine Uhr, die er nach seinem Vornamen Jakob — Nodelle ist eine mundartliche Abwandlung von Jakob oder Jakoble — Nodelle nannte.

Die „Schotenuhren“, die früher sehr bekannt waren, hatten mit dem Volk der Schotten nichts zu tun, vielmehr hieß der Hof, in dem der Uhrmacher J. Dilger die Uhren herstellte, Schottenhof. Die „Schotenuhren“ sollten selbstverständlich keine sorgenden Stunden anzeigen, ihre Namen hatten sie vielmehr dem Namen des Verkäufers, des Neustädter Uhrmachers Joseph Sorg, entlehnt. Die in der ganzen Welt bekannten Kundens- und Waackeluhren werden nach dem besonderen Schlag benannt. Bei dem hölzernen Uhrgehäuse öffnet sich, wie jeder weiß, ein Türlein, und es zeigt sich der Vogel, der die Zeit angibt.

Ein dices Buch könnte man über den Sinn und Ueberform der Uhren, über ihre Geschichte, ihre komplizierte Konstruktion, ihre tausendlei Arten schreiben. Es gibt Auerger und Nieren, es gibt Proletarier und Könige unter den Uhren. Heute ist die künstliche Uhr nicht mehr aus dem Leben wegzuweisen. Ohne genaue Zeitangabe würde ein Chaos im Leben der Menschen untereinander eintreten. Alle Uhren messen die gleiche Zeit und doch sind die meisten voneinander verschieden. Wir können eine Uhr vorstellen, aber die Zeit läßt sich nicht vorstellen. Mit der Uhr in der Hand wandern wir durch die Zeit, bis unsere „letzte Stunde“ geschlagen hat. Denn mächtiger als wir und als alles Menschenwerk ist der Senkemann, der auf den Bildern der alten Meister in der höchsten Hand die Sanduhr hält, in der die letzten Rädchen heruntertönen.

## Vermischte Nachrichten

Wenn manche Frauen schon vor einem einzigen Mäuschen Reihens nehmen, kann man sich ungefähr das Gefühl einer Frau vorstellen, die plötzlich merkt, daß ihr eine fette Ratte in der Bluse sitzt. Dies peinliche Erlebnis hatte eine Bekannte des Frankfurter Wochenmarktes. Die Ratte war zunächst unter den Füßen eines Marktstandes aufgetaucht und einige Beherzte hatten ihre Verfolgung aufgenommen. Die Ratte, nach einem vergeblichen Suchen, hatte den rettenden Weg unter den Füßen der betreffenden Frau zu finden geglaubt und sich dann bis zu den Armen der erschrockenen Marktbesucherin emporgearbeitet. Die Frau hatte immerhin trotz ihres Geistes die Besinnung bewahrt, das Tier festzuhalten, bis einige Männer hinzugeeilt waren und die Ratte herausziehen konnten. Wiederholungen hatte die Frau zum Glück nicht abgetragen.

Egon war Strahmwirer und sollte während der Abwesenheit seiner Frau, die bei Verwandten weilte, das Haus hüten. Wie er das anstellte, kam in einer Besprechung vor dem Moabitler Amtsgericht gegen die 28 Jahre alte Gertrud M. zur Sprache. Egon hatte ihre Bekanntschaft gemacht, und man war sich näher gekommen, so nahe schließlich, daß der Strahmwirer nichts dabei fand, Gertrud die Schlüssel zu seiner Wohnung zu überlassen. Angeblich hatte sie keine „Reise“ mehr, weil ihre Mutter plötzlich ins Kronenhaus mußte. Wie sich nachher herausstellte, war diese Erklärung der Angeklagten ein glatter Schwindel, aber der vertrauensselige Egon glaubte ihr jedes Wort. Er ging sogar soweit, ihr die Schlüssel zu belassen, als er selbst eine dienstliche Reise antreten mußte. „Belange die baldigst ein Zimmer, Viebling, und schalte mit dem die Schlüssel sofort zu!“ So hatte er beim Abschied gesagt, und die weitere Verlauf alles belangen zu erledigen. — Der weitere Verlauf des Geschehens gestaltete sich dramatisch, als nämlich Egon, dessen Hälfte unerwartet und noch vor ihrem Mann von der Ratte zurückkam. Als sie ihre Koffer auspackte und ihre Sachen wieder in die Schränke einordnete, prallte sie entsetzt zurück. Ihr Pelz war verschwunden, mehrere Kleider fehlten, und als sie aufgeregt weiter forschte, mußte sie feststellen, daß auch noch Wäsche, Strümpfe, Wollgarnartikel, Lebensmittel usw. nicht mehr da waren. — Sie konnte ihren Egon und teilte ihm das Geschehene scheinbar mit. Ihr Pelz ging in der Frage: „Hast Du etwa während meiner Abwesenheit eine fremde Person in die Wohnung gelassen?“ Egon antwortete polternd — tief zerknirsch — und betete die wahren Zusammenhänge auf. Nun begann die Suche nach der Angeklagten. Ein dringendes Schreiben Egon's, das sie nach vielen Umläufen endlich erreicht hatte, beantwortete sie mit der lakonischen Mitteilung: „Die Sachen sind bei mir gut aufgehoben und wohl verwahrt!“ Das waren sie auch, denn sie hatte alles in Gebrauch genommen. Sie trug die Kleider, den Pelz, die Wäsche und die Strümpfe und hatte sich mit den Sachen, die sie vorher in weniger glanzvoller Ausstattung gekauft hatte, das Ende vom Stab. Die Angeklagte, die inzwischen bereits verurteilt worden ist, weil sie sich vor der Arbeit bereits verurteilt worden ist, erhielt nunmehr wegen dieses Vergehens ein sechs Monate Gefängnis. — Welche Schritte Frau Margarete gegen ihren Egon unternommen hat, kam nicht zur Sprache.

Ein trauriges Los hat die 200 Bewohner der dänischen Insel Amfjord getroffen, die nach den Mitteilungen des dänischen Augenarztes Dr. Holm die Welt nicht farbig sehen können, weil sie schon seit mehreren Generationen an erblicher Farbenblindheit leiden. Es handelt sich um etwa 45 Bauern- und Fischerfamilien, die sonst von normaler Gesundheit sind, aber die Welt nur wie eine Schwarz-Weiß-Photographie sehen in einer farblosen, vom Glanz des Weiß bis zum tiefen Schwarz mit wenigen Farbtönen. Dabei bekommt das ganze Leben auf der Insel einen sehr charakteristischen Zug, denn sowohl in der Kleidung wie im Hausatmosphäre fehlen alle lebhaften Farben. Die Bevölkerung hat unwillkürlich darauf verzichtet, andere Farben als Schwarz, Weiß und Grau zu tragen oder zu verwenden. Nach Dr. Holm's Beobachtungen ist diese merkwürdige Erbsenkrankheit auf eine rassistische Entartung zurückzuführen, eine Folge des fortgesetzten Heiratens im engsten Kreise der Inselbewohner.

In einem Dorf bei Amterdam ist Johann Hofer zur letzten Ruhe bestattet worden. Dieser holländische Jäger war in der ganzen Welt bekannt als Organisator von Großwild-Jagden, und seitdem er durch hohes Alter an sein Haus gefesselt war, kamen immer noch viele Jäger zu ihm, um seinen Rat einzuholen. Das merkwürdigste in Leben Hofers war, daß er, der früher Jäger und Panfänger in Niederländisch-Indien war, sich selbst ganz allein und ungeschützt verlor und sich selbst ganz allein und ungeschützt bewaffnet in den Wäldern umhertrieb. Raue und Rüste verbrachte Hofer in Gesellschaft von Tigern und Panthern, die offenbar dem Mann seines Blicks und seiner geschulten Worte erlagen. Berühmt ist, daß Hofer in europäischen zoologischen Gärten wiederholt praktische Proben dafür ablegte, daß es ihm möglich war, die Brut der wilden Tiere durch wenige nur so hingelieferte Worte zu beschaffen.

Das Reiben einer Hochspannungsleitung von 15 000 Volt führte in einem kleinen französischen Landstädtchen der Normandie zu einer Panik. Das eine Drahtende war unglücklicherweise auf den Transformator gefallen, der den Betriebsstrom für den ganzen Bezirk liefert, und über die Ortsleitungen getrieben um alle Metallteile in dem Städtchen unter Strom. Es entstanden Brände, und mehrere Personen wurden erheblich verletzt. Sogar zwei Todesfälle sind zu beklagen, und einige Personen schwaben noch in Lebensgefahr. Ein Mann, der eine eiserne Bettstelle benutzte, wurde vom elektrischen Schlag getroffen, und seine Kinder, die ihrem Vater zu Hilfe kommen wollten, erlitten schwere Brandverletzungen. Auch die Mutter trug so schwere Brandwunden an einem Arm davon, daß er abgenommen werden mußte. Der Materialschaden ist sehr hoch.

## Auf den Feldern

Von Adolf Eidens

Die Sense mäht die goldenen Aehren, — nichts kann ihr wehren, alles vergeht.

Am Abend bindet der Schnitter die Garben, — die Halme starben, alles vergeht.

Ueber die Stoppeln schreitet der Bauer, — nichts ist von Dauer, alles vergeht.

Aber der Segen der trächtigen Erde, Ihr Stroh und Werde, niemals vergeht!

## Pech

Eines Tages geriet Alexander Dumas in Streit mit einem jungen Offizier, und der Streit nahm so heftige Formen an, daß schließlich nichts anderes übrig blieb als eine Forderung auf Wifolen. Nun galten aber beide Männer als gleich gute Schützen, und die Sekundanten schlugen vor, daß man statt des Zufalls der Waffen lieber den Zufall des Kopfes entscheiden lassen sollte. Der Verlierer sollte sich selbst erschießen. Die beiden Gegner waren einverstanden und trafen sich mit ihren Sekundanten in einem kleinen Restaurant vor Paris. Die Lefe wurden gezogen, Dumas zog den kürzeren. Mit ruhiger Würde nahm er die Entscheidung auf, vergab seinem Gegner mit ruhenden Worten und nahm von allen ersten Abschied. Schmeizend schritt er hierauf, die geladene Pistole in der Hand, zum Nebenzimmer und schloß hinter sich die Tür. Stumm und gedrückt blieben die anderen zurück und warteten bang auf den Knall, der ihnen das Ende des Dichters künden sollte. Endlich fiel der Schuß. Alles sprang auf und rannte zur Tür. Da wurde diese aufgeschrien, und vor den Verbühten stand Dumas, die rauchende Waffe noch in der Hand. „Denken Sie sich das Pech, meine Herren“, rief er den ihn anstarrenden Genossen zu. „Ich habe mich nicht getroffen!“

## Der „Kuhschwanz“ mißt die Zeit

Zeit und Zeitmesser Von Wilhelm Heimer

Wie seltsam, rätselhaft, ja unheimlich kann uns bei tieferem Nachdenken ein solches Alltagsinstrument wie die Uhr erscheinen! Obwohl ein Werk des Menschen und in ihrer Tätigkeit, ihrem Gang, ihrem Lauf von ihrem jeweiligen Besitzer abhängig, ist der Sinn der Uhr der Einflußsphäre des Menschen entzogen. Die Uhr ist untrennbar mit dem Problem Zeit verbunden und wagt sich an das ungelöste Rätsel Ewigkeit, indem sie vor ihr Stücken für Stücken abschneidet, ohne freilich je ans Ende kommen zu können.

Dieses komplizierte Instrument aus Metall erscheint uns unser aller tägliches. Sein Ticken begleitet uns überall, es klingt leise aus der Westentasche oder vom Sandglocken, es schlägt aus dem hölzernen Kasten im Zimmer, es rasselst uns morgens aus dem Schlaf, es dröhnt vom Rathaus oder vom Kirchturn. Wir vergleichen das Ticken der Uhr mit dem Schlagen unseres Herzens, und man könnte mandmal ein geheimnisvolles Zusammenspiel annehmen. Von manchen Uhren und ihren Besitzern ist zuverlässig berichtet, daß Wert und Herz zu gleicher Zeit tief geklungen sind. Als in Sanssouci der große Friedrich seinen letzten brechenden Blick auf die kleine Standuhr auf dem Kamin richtete, hörte sie die Uhrmacher von drei ausgewanderten Deutschen, die eben aufgezogen worden war, wie aus gegenseitigen Briefen einwandfrei hervorging, im selben Augenblick tiefen blieb, als in Marbach im Württemberg die Mutter starb.

Was ist Zeit? Wenn mich niemand fragt, weiß ich, was Zeit ist; will ich sie dem Fragenden aber erklären, so weiß ich es nicht“, sagt Augustinus. Nach Kant sind Zeit und Raum, die beiden Formen der Anschauung, die beiden notwendigen ursprünglichen Formen der Erfahrung; Nebeneinander und Nacheinander. Ohne Zeitenteilung keine Ordnung im Menschenleben. Der Mensch hat sich deshalb schon frühe Gedanken darüber gemacht, wie er die Zeit einteilen, messen kann. Der Zeitmesser, nach dem jeder unserer Chronometer letzten Endes gerichtet ist, ist die Erde selbst, auf der wir leben und von der man ja auch das Metermaß ursprünglich abgeleitet hat. Ihre Umdrehung, die sich in der scheinbaren Bewegung der unbedeutlichen Sterne während der Nacht mitteilt, bildet das Maß jeder Zeit. Son-

nennnen und Sternstunden waren denn auch die ersten Zeitmesser. Die ersten Sonnenuhren dürften vor fast 5000 Jahren im Reiche der Babylonier und Ägypter errichtet worden sein. Später kamen dann Wasser- und Sanduhren auf. Schon im 18. Jahrhundert benötigte man künstliche oder Käderuhren, die vom Beginn des 16. Jahrhunderts an die räderlosen Uhren verdrängten. Aber die erste Käderuhr erfunden hat, ist nicht bekannt. Peter Henlein in Nürnberg erfand nicht die Käderuhr, er schuf die erste Taschenuhr, indem er das schwerfällige Gewicht, die treibende Kraft der alten Wand- und Turmuhrn, durch eine Feder ersetzte. Der Erfinder der Spiralfeder, bezw. Umrückfeder in der Taschenuhr war im Jahr 1676 der holländische Mechaniker Huyghens, der schon 1656 die erste Pendeluhr konstruiert hatte.

Bis in Huyghens' Tagen war die Uhrmacherei ein Zubehör des Schlosserhandwerks gewesen. Auch Peter Henlein war Schlosser, und der Schöpfer der Schweizer Uhrenindustrie, Daniel Jean Richard, und der Vater der englischen Uhrmacherei, Thomson, waren sogar Schmiede gewesen. Erst als die Uhr durch die Einführung der Spiralfeder mehr und mehr ein Präzisionsinstrument wurde, trennten sich die Uhrmacher von den Schlossern: 1769 in Leipzig und 1781 in Breslau.

Die Hauptentdeckung um die deutsche Uhr hat sich im Schwarzwald abgespielt. Wie die Uhrenindustrie in den Schwarzwald gekommen ist, ist jedoch nicht einwandfrei geklärt. Hat der Siedreiner Lorenz Frey, aus dem Spitzingen bei St. Margen, dem ein Glasträger aus Böhmen eine Uhr mitgebracht hatte, in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts nach diesem Muster zum erstenmal in den Schwarzwald hergeführt? Oder war es Simon Henninger aus St. Georgen oder Simon Diller aus Urach, die man im allgemeinen als die Begründer der Uhrmacherei im württembergischen Teil des Schwarzwaldes ansieht? Sicher ist, daß die wenig günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse die Schwarzwälder Säuweler bestimmten, sich nach einem Nebenberwerb umzusehen und daß sie dabei auf die Herstellung der Uhren kamen.

Unter den Schwarzwäldern haben einige Arten eigentümliche Namen, die sich nicht ohne weiteres erklären. Da gibt es z. B. eine Aufhängewand-Uhr. Was hat es mit diesem „Aufhängewand“ für ein